

btb

Buch

»Sterben bedeutete, der Leidenschaft zu entkommen, aber das war nicht das, was er wollte.« Ben Givens, ein Herzchirurg aus Seattle, der im Ruhestand lebt, seit er von seiner Krebserkrankung erfahren hat, fährt in die Berge des östlichen Washington an der Pazifikküste. Dort, in der vertrauten Landschaft seiner Kindheit, will er allein mit seinen Hunden auf die Jagd gehen. Und sich in der Einsamkeit der Natur das Leben nehmen. Unterwegs lenken ihn mehrere zufällige Geschehnisse von seinem Vorhaben ab. Es beginnt mit einem Verkehrsunfall, in dessen Folge Givens in eine ganz andere Reise als die eigentlich geplante hineingezogen wird - eine Reise der Wiederentdeckung und einer erneuten Initiation in den Reichtum des Lebens. In der Begegnung mit den unterschiedlichsten Menschen, die ihn nicht kennen, erwacht sein Verantwortungsgefühl wieder – als er etwa einen schwerkranken Erntehelfer von der Notwendigkeit eines Klinikaufenthalts überzeugt oder bei einer komplizierten Geburt hilft. Auch durch die Erfahrung der Natur findet Ben neue Lebenslust. Am Ende seiner Fahrt ist er entschlossen, die Tage, die ihm noch bleiben, zu erleben, statt sie von sich zu weisen.

»Östlich der Berge« ist ein Roman von tiefer Humanität, voller Leidenschaft und getragen von der moralischen Furchtlosigkeit, die auch »Schnee, der auf Zedern fällt« auszeichnete. Schauplatz ist die großartige Landschaft des amerikanischen Nordwestens, deren Schönheit und Unberührtheit zum Gegenpol menschlichen Kleinmuts und zum eigentlichen Lehrer der Hauptfigur Ben Givens wird.

Autor

David Guterson wurde mit seinem in viele Sprachen übersetzten Roman »Schnee, der auf Zedern fällt« schlagartig zu einem der bekanntesten Autoren unserer Zeit. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern auf Bainbridge Island im Puget Sound westlich von Seattle.

David Guterson bei btb

Schnee, der auf Zedern fällt (72249)

Das Land vor uns, das Land hinter uns (72426)

David Guterson

Östlich der Berge

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Susanne Höbel*

btb

Die Originalausgabe erschien 1999
unter dem Titel »East of the Mountains«
bei Harcourt Brace & Company, New York.

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann.

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2000
Copyright © 1999 by David Guterson
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999
by Berlin Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Photonica/ Kernan
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
MD · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-72573-9
www.btb-verlag.de

*Für Robin, wie immer,
und für Henry Shain –
er liebte die Berge*

Du konntest zehnmal tausend Früchte greifen,
In der Hand lieblosen, sanft pflücken,
Und durftest sie nicht fallenlassen.

ROBERT FROST
Nach dem Apfelpflücken

In der Nacht, die Dr. Ben Givens zu seiner letzten unter den Lebenden bestimmt hatte, träumte er nicht, denn sein Schlaf war rastlos und wurde von Phantomwesen heimgesucht, die an den Pforten der Traumwelt Wache standen und erbarmungslos von dieser Welt sprachen. Von seiner Frau, die tot war, und von seiner Tochter, von stillen Schluchten, in denen er Jagd auf Vögel gemacht hatte, von majestätischen Gipfeln, die er einst erklommen hatte, von frisch gepflückten Äpfeln und Weinbergen am Fuße des Apennin. Sie sprachen von Campanino-Äpfeln, in Reihen angepflanzt, bei Monte Della Torraccia; sie sprachen von Kirschbäumen an Flußufern und Birnenblüten im Maisonnenlicht. Jetzt prasselte unaufhörlich der Regen auf die Dachziegel und an die Fenster seines Hauses in Seattle, als wollte er ihn gemahnen, daß Erinnerungen nichts weiter waren als Illusionen. Das Trommeln der Tropfen stand im Einklang mit seiner Schlaflosigkeit. Dr. Givens schüttelte die Vergangenheit ab und lauschte konzentriert auf das regelmäßige Rauschen des Regens, aber keine Träume, keine Erlösung kamen. So änderte er nur die Lage seiner Beine – er spürte einen unangenehmen Druck auf der Blase – und wurde von der unumstößlichen Gewißheit gequält, daß er sterben mußte, daß er an Darmkrebs sterben würde.

Drei Stunden, bevor sich der erste helle Streifen im Osten zeigte, gab er den Versuch zu schlafen auf. Hellwach machte er das Licht an und setzte die Füße auf den Boden. Sofort

spürte er den Schmerz in seiner Seite, der ihn in all seinen Wachstunden peinigte. Er saß da, wo sein Darm sich auf der linken Seite krümmte und in den Beckenraum senkte; wenn er seine Hand in die Seite oberhalb des Beckenknochens preßte, breitete sich in seinem ganzen Unterleib ein Reizschmerz aus. Ben Givens legte zwei Finger auf diese Stelle und fing an, sie zu massieren, wie er es sich in letzter Zeit angewöhnt hatte. Er nahm die Brille vom Nachttisch und setzte sie auf, dann fuhr er fort, seine Seite zu kneten.

Die Stadt westlich von dem Haus, in dem er sein Erwachsenenleben verbracht hatte, lag auch unter der Regenfront und wurde von ihr verdunkelt. Im Osten ging der Regen über den Bergen nieder, und in den Höhenlagen wurde er zu Schnee, der lautlos auf Gletscher und Geröllhalden, auf windgepeitschte Felsvorsprünge und Steilhänge fiel. Östlich der schneebedeckten Gipfel wiederum war der Himmel fast wolkenlos; abgesehen von einigen gespenstischen Nebelfetzen, die unter den eisigen Punkten der Sterne entlangzogen, behinderte dort nichts den freien Blick in den Himmel. Der Oktobermond schien hell auf Stoppelfelder, Weinberge, Salbeiwüste und Apfelplantagen, und das Land lag trocken und still. An den sanften, dunklen Hügeln am Columbia River, wo Dr. Ben Givens zur Welt gekommen war, hingen die duftenden Äpfel schwer an den Bäumen, während das Fallobst faulend in der Dunkelheit lag und von einem blassen Frosthauch überzogen wurde.

Ben dachte an die einsamen Täler und daran, daß er bald in Richtung Osten aufbrechen würde, um unter dem bleichen Herbsthimmel über das Land zu gehen, während die Hunde um ihn herum stöberten und die Wachteln sich dicht an den Boden drückten, wenn die Hunde ihre Witterung aufgenommen hatten. Dann schlurfte er morgentaumelig ins Badezimmer, rieb sich unablässig die Seite, und während er sich mit einer Hand an der Wand über dem Toilettenbecken abstützte, wartete er mit bitterer, trostloser Ungeduld darauf,

daß sein Blasenmuskel sich an seine Funktion erinnerte. Er machte sich klar, daß er, wenn alles nach Plan lief, bei Einbruch der Abenddämmerung nicht mehr in dieser Welt sein würde.

Dr. Givens war Herzchirurg gewesen und hatte sich auf Bypassoperationen spezialisiert. Andere Ärzte hatten ihn wegen seiner ruhigen Hand, seiner Präzision, seiner Ausdauer und Konzentrationsfähigkeit und auch wegen seiner Kunstfertigkeit bewundert. Seine Assistenten wußten, daß in dem Moment, da das Herz vom Rest des Körpers isoliert lag – wenn alles Menschliche ausgelöscht war und nur der Blick durch das kleine antiseptische Fenster frei war, durch das die Schnitte und Nähte am Herzen eines anderen Menschen vorgenommen wurden –, nur wenige so gut und sicher waren wie Dr. Givens.

Jetzt lebte er ohne viel Kontakt – ein zurückhaltender, eigenbrötlicher Mann. Mit seinen dreiundsiebzig Jahren hatte er einen kräftigen Brustkorb und breite Schultern, obwohl seine Arm- und Beinmuskeln erschlafft waren. Schon in jungen Jahren war er auf die Berge gestiegen, immer mehr Berge, und war viele Meilen bei jedem Wetter gewandert. Jeden Winter war er im Hochgebirge gewesen, hatte einsame Täler mit Schneeschuhen durchwandert. In den gut andert-halb Jahren seit dem Tod seiner Frau hatte er eine herbstliche Gewohnheit seiner Jugend wieder aufgenommen: Zum ersten Mal, seit er Teenager war, jagte er wieder Vögel. Die Jagd hatte ihn kurz nach Rachels Tod, als er die Arbeit als Chirurg aufgegeben hatte und plötzlich mit seiner Zeit nichts anzufangen wußte, wieder gefangengenommen.

Sein Gesicht war wettergegerbt und gefurcht, seine Augen tiefliegend und dunkel. Sein struppiges graues Haar sah immer so aus, als hätte der Wind es zerzaust, und er hatte einen etwas steifen, krummbeinigen Gang, bei dem er das Gewicht auf die Außenseite der Füße verlagerte. Er war so groß, daß

er unwillkürlich den Kopf einzog, wenn er durch eine Tür ging. Seine Patienten hatten an ihm seine großen, kräftigen und präzisen Hände geschätzt. Wenn er sie abtastete oder die Herztöne abhörte, gewannen sie Vertrauen zu seinen ärztlichen Fähigkeiten. Dr. Givens glaubte fest an die Möglichkeiten der Medizin und beugte sich ihren Begrenzungen nur unwillig. Widerstrebend nahm er seine eigenen Niederlagen hin und rang mit den Herzerkrankungen seiner Patienten, als wären sie ein persönlicher Affront gegen ihn. So schaffte er sich eine gewisse Distanz, und wenn ein Patient auf dem Operationstisch starb, belastete ihn das nicht übermäßig. Es verfolgte ihn nicht. Bei einer Operation ging es in erster Linie um taktische Fragen; alles andere, so meinte er, war ein Geheimnis und damit jenseits seiner Kontrolle.

Das bedeutete jedoch nicht, daß Dr. Givens ein harter Mann war. Jedesmal, wenn die Wahrheit des Herzens eines anderen offen und irreparabel vor ihm lag, drohte seines zu verzagen. Immer war er sich bei der Arbeit seiner Macht einzugreifen bewußt gewesen – und gleichzeitig seiner Hilflosigkeit. Er hatte verstanden, daß Menschen sterblich sind und ihre schlagenden Herzen versagen können, doch hatte er sich von derlei Dingen eine gewisse Distanz bewahrt, bis er seine eigene Diagnose erfuhr. Jetzt hatte man ihm gesagt – das war die dunkle Logik dieser Welt –, daß ihm nur noch wenige Monate blieben. Wie jeder Mediziner erkannte er die Wahrheit eines solchen Urteils an. Er wußte, welche Macht der Krebs hatte und wie unbarmherzig er wütete. Er verstand, daß nichts seinen Tod verhindern konnte, ganz gleich, welchen Hoffnungen er sich hingab oder wie sehr er sich verblenden ließ. Ben sah seine letzten Monate vor sich – das Leiden, das ihm nicht erspart bleiben würde, die jeder Bedeutung beraubte Richtung, die sein Leben einschlagen würde, hin zu einem bedeutungslosen Grab. Es war besser, dem allem jetzt ein Ende zu bereiten, hatte er entschieden; besser, dem Leiden aus dem Weg zu gehen, als es auf sich zu

nehmen. Es war besser, sein Leben rasch und sauber zu beenden und einfach hinzunehmen, daß er dem Fortschreiten der Krankheit keinen Einhalt gebieten konnte.

Seit dem Tod seiner Frau hatte er sich angewöhnt, die Hunde ins Haus zu lassen, sobald er aufgestanden war. Neben dem Zwinger wuchsen Portlandrosen, von seiner Frau dort gepflanzt, und ihre Stiele glänzten im Regen. Die Hunde waren wach, als er zu ihrem umzäunten Auslauf kam und das Gitter öffnete. Der altersgraue Tristan sah ihn unverwandt an, als Ben um vier Uhr morgens mit einem Schirm über dem Kopf vor ihm stand, während der zwei Jahre alte Rex an dem Maschendraht hochsprang, als wollte er darüberklettern. Als Ben das Tor öffnete, sprang der junge Hund wild an ihm hoch, legte ihm die Vorderbeine um die Taille, lief dann in den Regen hinaus, sprang nach nichts in die Luft und kam zurück.

Es waren braun-weißgefleckte Brittanies mit hellen Nasen – Rex hatte eine eher bronzene Färbung – und tiefliegenden Augen. Beide hatten sie kräftige Hinterbeine, spitz zulaufende Schnauzen, fedrigen Flaum an den Beinen. In früheren Jahren war Tristan voll unbändiger Energie gewesen und hatte Vögel mit großem Eifer und Überschwang verfolgt. Inzwischen, mit fortschreitendem Alter, war er vorsichtiger in seinen Bewegungen geworden, wagte sich nur zögernd ins Dornengestrüpp und blieb lieber in der Nähe seines Herrn. Sein Drang herumzustreifen hatte nachgelassen.

Als Ben die Hunde aus dem Regen ins Haus gelockt hatte, gab er ihnen in der Küche zu fressen. Sich selbst goß er ein Glas Pflaumensaft ein – Verstopfung war eins der Symptome –, schluckte zwei Kapseln Dokusat-Natrium und setzte Teewasser auf. Gewöhnlich las er beim Frühstück die Zeitung, aber um diese Zeit lag der Junge, der sie austrug, sicherlich noch in seligem Schlummer. Ben deckte den Tisch mit Zwieback, Orangenmarmelade und Apfelmus und legte zwei Beutel Zitronentee bereit. Er stellte einen Teller, eine

Schale und eine Tasse mit Untertasse auf den Tisch und legte Messer und Löffel daneben. Als das Wasser kochte, füllte er es in eine Thermoskanne und hängte einen Teebeutel hinein, dann setzte er sich zum Frühstück an den Tisch. Obwohl er die Nacht schlaflos verbracht hatte, waren seine Gedanken klar und scharf, und er verspürte ein zwanghaftes Bedürfnis, sein Haus in Ordnung zu bringen. Es gab ein Zeremoniell für den Tag, das zu befolgen wohltuend sein würde, trotz allem.

Die Hunde hatten sich zu seinen Füßen ausgestreckt und waren immer noch da, als er seine Schüssel wegschob, sich sanft die schmerzende Seite rieb und an dem Zitronentee nippte. Beide erhoben sich in dem Moment, da er aufstand, und folgten ihm lautlos ins Schlafzimmer, wo er seine Gewehrtasche aus dem Schrank nahm und die Doppelflinte auspackte. Auf der Stelle erstarrten die Hunde in ihren Bewegungen und blickten ihn mit unsicherer Neugier an.

Ben sah in die Läufe hinein, entsicherte und sicherte wieder, dann öffnete er den Verschuß und überprüfte den Zustand der Bohrungen. Es war die Flinte seines Vaters, eine doppelläufige Winchester 21, mit einem Chokelauf für Wachteln und Chukars. Am Kolbenhals war sie anderthalb Zoll abgesenkt, was sich für Ben als günstig erwies, aber die Länge, passend für seinen Vater, war für ihn nicht ganz richtig gewesen, so daß er den Kolben um zwei Zoll hatte verlängern lassen. Als er acht Jahre alt gewesen war, hatte sein Vater ihn mitgenommen, um Trauertauben am Rande der Apfelplantage zu schießen. Die Tauben stiegen vom Columbia auf, um Nahrung zu suchen, und flogen in großen Scharen in den blassen Morgen. Bens Vater schwieg zu den verwirrenden moralischen Aspekten der Jagd. Er zeigte Ben lediglich, wie er vorhalten und die Flinte in einer glatten Bewegung herumschwingen mußte. Bens Mutter war gegen die Vogeljagd und hatte ihre Einstellung deutlich gemacht: Es war nötig, Nahrung auf den Tisch zu bringen, so ihre Überzeugung, aber sein Vergnügen darin

zu suchen, daß man Vögel im Fluge erlegte, war in den Augen Gottes verwerflich. An dem Morgen schoß Ben drei Trauer-
tauben und beobachtete, wie sie zu dem Brechen der Schüsse
aus der .410, die sein Vater ihm gegeben hatte, vom Him-
mel fielen. Er vergrub das Gescheide, Schwingen und Köpfe
in einem Loch im Boden. Die kleinen, dunklen Stücke des
Brustfleisches, gesalzen und mit Mehl bestäubt, brien in der
Pfanne: Er aß sie mit vagem Bedauern, während seine Mutter
vom Spülstein aus zusah. Nach einer Weile kam sie zu ihm
und berührte seine Wange, dann ging sie wieder zum Spül-
stein und schrubhte die Pfanne für ihn aus.

Ben saß in seinem Schlafzimmer, hatte die Winchester in
der Hand und ließ den Verschuß zuschnappen. Er legte die
Flinte an und schwenkte den Lauf an der Bilderleiste entlang,
und sein Zeigefinger, der sanft am Abzug lag, feuerte einen
lautlosen Schuß in die Ecke, wo die Wände aufeinanderstie-
ßen. Rex tänzelte aufgeregt im Zimmer umher.

Dann stützte Ben den Kolben auf dem Bett auf und nahm
den Lauf in den Mund, als wollte er daran saugen. Er ver-
sicherte sich, daß er in dieser Position gerade noch an den
Abzug heranreichte. Er mußte nur den Arm zu voller Länge
ausstrecken, so daß das Ende des Laufs an seinen Gaumen
gedrückt wurde. Wenn er die Flinte so an sich drückte und
zuließ, daß das Metall sich in seinen Gaumen eingrub, dann
konnte er sich ohne logistische Schwierigkeiten die Schädel-
decke wegsprengen. Das Wissen, daß dies in der Tat mög-
lich war, daß eine solche Handlung in Reichweite war – über-
schwemmte ihn mit einer tiefsitzenden Angst. Wie eine Welle
ging sie durch ihn hindurch.

Ben legte die Flinte ab und packte die Sachen für seine
Reise mit der gleichen umsichtigen Gründlichkeit, die ihn in
seinem Berufsleben ausgezeichnet hatte: Er wog alles über-
trieben lange ab, irrte jedoch selten, wenn er sich schließlich
entschied. In seinen Seesack packte er seine Jagdweste, eine
Schachtel mit fünfundzwanzig Nr. 8-Patronen, seine Jagd-

handschuhe, den Flintenriemen, eine Leinenmütze mit festem Schirm und eine Trillerpfeife an einem Halsband; in den Rucksack steckte er eine Kopflampe mit einer Packung Batterien, Landkarten von Chelan County und Douglas County, einen Höhenmesser, einen Kompaß, einen Aluminiumbecher, drei Feueranzünder, eine Rolle wasserfestes Klebeband, einen Erste-Hilfe-Kasten, Nadel und Faden, einen Spaten, eine zusammenklappbare Säge, einen Regenumhang, ein Knäuel Paketband, einen Feldstecher, Lippenbalsam, eine Tube Sonnencreme, die Sonnenbrille mit den geschliffenen Gläsern in ihrem Etui, ein Feuerzeug, Insektenspray, eine Dose mit Tabletten zur Wasserreinigung und eine Plastiktüte mit Toilettenpapier.

In der Küche füllte er die Wasserflaschen, drehte die Thermoskanne mit dem Tee fest zu und stellte alle drei Kannen auf den Kopf, um zu prüfen, ob sie dicht waren. Er trocknete sie, wischte über den Tisch und wusch sein Frühstücksgeschirr ab. Er hatte gehofft, sich vor der Abfahrt noch erleichtern zu können – wenn er erst einmal eine Stunde gefahren war, würde sich den Tag über nichts mehr regen –, aber er wußte, daß es ihm nichts nützen würde, wenn er den Stuhlgang zu erzwingen versuchte. Das würde nur seine im Entstehen begriffenen Hämorrhoiden anschwellen lassen und das saure Gefühl der Frustration in seinem Magen verstärken, das entstand, wenn er seinen Darm nicht entleeren konnte. Ben bedauerte es zutiefst, daß er an diesem besonderen Tag die giftige Fäulnis in sich tragen würde, eine fühlbare Erinnerung daran, daß er selbst nun ein Pesthauch in dieser Welt war.

Den Abend zuvor hatte er damit verbracht, Fotoalben durchzublättern, alte Briefe zu lesen und die Ohringe und Medaillons hervorzuholen, die seine Frau Rachel getragen hatte. In einem Karton hatte er ein Glas mit Knöpfen gefunden, ein Flakon Lavendelwasser mit Zerstäuber, ein Paar ihrer Schuhe, ein Tütchen mit Fingerhutsamen und einen Skizzenblock, kaum zu einem Viertel voll mit ihren

Baumzeichnungen. Er hatte den Kleidersack ganz hinten im Schrank geöffnet und in einem sentimental Anfall seinen Kopf darin vergraben, weil er hoffte, einen Hauch von ihrem Geruch einatmen zu können. Damit und mit dergleichen mehr hatte er den Abend zugebracht, und so war er auch auf den sauber mit Füllfederhalter geschriebenen Namenszug seiner Mutter auf der letzten Seite einiger Bücher gestoßen und hatte in einer Zedernholzschatel die Taschenuhr seines Vaters gefunden, an der seit über fünfzig Jahren das Glas fehlte. Nach Mitternacht hatte er auf dem Boden eines Kartons ein paar vergessene Fotos entdeckt, die meisten von seiner Tochter Renee.

Auch Fotos von ihm waren dabei. Er hatte nie besonders gut ausgesehen, war aber kräftig gebaut und groß und hatte die blauen Augen seiner Mutter und die hageren Wangen und das lange Kinn seines Vaters. Die Fotos waren auf der Apfelplantage und beim Bergsteigen gemacht worden, andere zeigten ihn in Uniform – sie stammten von seinem Fronturlaub in den Bergen Norditaliens.

Und nun, am Morgen danach, konnte er sich noch nicht dazu bringen, das Licht zu löschen und wegzufahren. Er hörte das Summen des Kühlschranks und mußte an Rachels Angewohnheit denken, den Geschmack der Dinge, die sie gemeinsam aßen, zu beschreiben – den von Topinamburs, die sie aus dem Boden gegraben hatten, oder von sonnengereiften Äpfeln. Und er sah sie vor sich, wie sie mit schnellen, geschickten Bewegungen Mohrrüben in Scheiben schnitt und ihr Handballen als Stopper diente. Ben jagte die Erinnerungen fort, machte das Licht aus und rief die Hunde aus dem Wohnzimmer herbei. Es war Zeit, dies alles zurückzulassen. Zeit, die Reise anzutreten.

In Dr. Givens' Garage stand ein International Scout, Baujahr '69, mit dem er immer in die Natur gefahren war. Vor achtundzwanzig Jahren hatte er ihn neu gekauft, und obwohl

er seither andere Autos gehabt hatte, konnte er sich nie von dem Scout trennen. Es wäre ihm schwergefallen, Gründe dafür zu nennen. Es lag nicht in seiner Art, sich in ein Auto zu verlieben und es mit zärtlichen Namen zu belegen, dennoch war ihm der Scout mit den Jahren lieb geworden. Der Wagen war in einigermaßen gutem Zustand, hatte aber ein paar altersbedingte Eigenheiten. Wenn man ihn auf Allradantrieb umstellen wollte, mußte man am Straßenrand halten und den Mechanismus an den Achsen mit der Hand umstellen. Das Gebläse machte ein schepperndes Geräusch, und da, wo Windschutzscheibe und Türen aufeinanderstießen – bei gutem Wetter konnte man das Dach abnehmen –, blies der Wind durch die Ritzen. Viel lästiger jedoch war die Tatsache, daß das Seitenfenster auf der Fahrerseite Spiel entwickelt hatte und die Scheibe bei hoher Geschwindigkeit klapperte, was Ben sehr irritierte. In den letzten drei Jahren hatte er zweimal die Tür auseinandergenommen und die Verkleidung abgeschraubt, um dem Problem auf die Spur zu kommen, aber ohne Erfolg. Er konnte nichts Handfestes finden, und vielleicht war das Klappern bezeichnend für diesen Organismus insgesamt, der an allen Ecken und Enden auseinanderfiel.

Er schob die Flinte auf den Rücksitz und stellte Rucksack und Seesack daneben. Dann öffnete er die hintere Klappe und ermunterte die Hunde, gegen ihren Willen, hineinzuspringen. Schließlich mußte er Tristan in den Wagen heben, weil der Hund keinen Platz hatte, um Anlauf zu nehmen.

Er öffnete das Garagentor auf den prasselnden Regen, als ihm einfiel, daß er sich nicht vergewissert hatte, ob das Haus in Ordnung war – das Haus eines Mannes, der nach einem gewöhnlichen Jagdausflug wieder zurückkehren würde. Deshalb ging er noch einmal hinein. Systematisch sah er in allen Zimmern nach, bis er überzeugt war, daß nichts Verdacht erregen und Anlaß zu polizeilichen Ermittlungen geben würde. Er ließ sogar ein Gerät zum Federnrufen auf dem Tisch liegen, das er sich zu Weihnachten aus einem Katalog bestellt,

aber nie benutzt hatte. Außerdem nahm er den Kasten mit den Rezeptkarten aus dem Wandschrank und zog das Rezept für Wachtel auf Toast diagonal heraus. Den Kasten stellte er mit aufgeklapptem Deckel auf die Arbeitsfläche neben dem Spülbecken.

Er erkannte, daß diese Strategie unzählige Möglichkeiten barg, also programmierte er seinen Videorecorder so, daß er eine Fernsehsendung mit dem Titel »Great Railway Journeys« aufnahm, und legte den *Scientific American*, ein Weihnachtsgeschenk seiner Tochter Renee, aufgeschlagen auf seinen Nachttisch. Er wünschte, er hätte noch ein paar unbezahlte Rechnungen, die er auf der Kommode liegenlassen könnte: Er hätte sie kunstvoll arrangiert, um den Eindruck zu erwecken, sie seien einfach dorthin geworfen worden.

Am vorletzten Abend war er bei Renee gewesen und hatte mit ihr und seinem Enkel Chris zu Abend gegessen. Er hatte so getan, als wäre alles wie immer: Er würde in die Berge fahren, erzählte er ihnen, um in den Tälern Wachteln zu schießen. Er wußte noch nicht genau, wo er jagen würde, hatte aber vor, am Donnerstag zurück zu sein. Bei günstigen Jagdbedingungen würde er vielleicht bis Freitag oder Samstag bleiben. Mit dieser Lüge wollte er die Dinge offenlassen, damit seine Familie keinen Verdacht schöpfte, bis er eine gute Woche tot war – keiner würde ihn vermissen oder suchen, während er still im Salbei vermoderte. Ben stellte sich vor, wie es sonst weitergehen würde: Sein Krebs würde wie eine Seuche in ihrem Leben sein, wie eine schwarze Wolke, die sich auf sie senkte, nachdem die Dunkelheit von Rachels Tod gerade erst wieder von ihnen zu weichen begonnen hatte. Das Letzte, was sie gebrauchen konnten, war, von seinem Darmkrebs zu erfahren.

Mit der Gabel in der Hand hatte er an Renees Eßtisch gegessen und ihre unverminderte und unaufdringliche Schönheit bewundert – mit fünfzig war sie schlank, hatte graue Haare und alterte auf ruhige, behutsame Art – und die kräf-

tigen, von Venen durchzogenen Unterarme seines Enkels betrachtet. Er erkundigte sich nach Emma, seiner Enkelin, die einen Mann aus Wellington in Neuseeland geheiratet hatte und nur noch selten in Seattle war, und nach John, Renees Mann, der geschäftlich unterwegs war. Ben fragte Renee nach ihrer Arbeit – sie schrieb Drehbücher für Kinderfilme und hatte mit zweien ihrer Skripte großen Erfolg gehabt –, aber sie mochte aus natürlicher Bescheidenheit nicht viel darüber erzählen und brachte das Gespräch auf Chris, der im dritten Jahr seines Medizinstudiums stand. Er hatte mit der praktischen Arbeit in der Klinik angefangen, erzählte er Ben. Zum ersten Mal hatte er mit Patienten zu tun, aber seine Aufgabe bestand nur darin, sie zu untersuchen und Diagnosen zu stellen. Er fand das interessanter als die Laborarbeit. »Wie wär's mit einer Bergtour?« fragte er ohne Übergang. »Wir waren seit August nicht mehr in den Bergen.«

»Ich weiß nicht recht«, erwiderte Ben.

»Wie wär's mit Silver Peak«, beharrte sein Enkel. »Ein kleiner Probelauf. Aufwärmtraining. Nur ein Tag.«

»Ich weiß nicht, ob ich es noch schaffe. Meine Beine wollen nicht mehr.«

Chris hielt eine Scheibe Brot in der Hand. »Was meinst du damit?« fragte er. »Du bist immer noch zäh wie 'ne Bergziege. Fang bloß nicht so an!«

»So zäh bin ich nicht mehr – du bist die Ziege in der Familie, Chris.«

»Silver Peak«, sagte sein Enkel.

Seit fünfzehn Jahren kletterten sie zusammen. Chris hatte ihn bei gut fünfzig Besteigungen begleitet. Auf die Ellbogen gestützt im Gras liegend, hatten sie auf den Gipfeln ihr Essen verzehrt, vor ihnen das Panorama der Berge. Der Junge war kräftig und ging seine Kletterpartien mit beneidenswerter guter Laune an. Ben war gern mit ihm zusammen. Am Anfang hatte er den Jungen mitgenommen, aber in letzter Zeit war es umgekehrt.

»Also gut, Silver Peak«, sagte Ben – und dies war die Lüge, die ihm das größte Unbehagen bereitete, während er in seinem Schlafzimmer weitere Lügen vorbereitete –, »wenn ich zurück bin.«

Ben kam zu dem Schluß, daß er nicht genügend eingepackt hatte, um die gewünschte Illusion zu schaffen. Wenn dies ein sechstägiger Jagdausflug sein sollte, der am Samstag begann und am darauffolgenden Donnerstag endete, mußte er mehr Kleidung mitnehmen; folglich suchte er noch Socken, Hemden, lange Unterwäsche und eine abgetragene Segeltuchhose heraus. Im Badezimmer packte er seine Toilettenutensilien zusammen, einschließlich einer Tube Hämorrhoidensalbe, einer Flasche Aspirin-tabletten, seiner Ersatzbrille und einer Flasche Kalziumglukonat-Tabletten gegen Wadenkrämpfe.

In Wahrheit hatte er vor, die Hunde am Ende des Tages in der Salbeiwüste freizulassen. Dann wollte er sich so in einen Stacheldrahtzaun legen, als habe er versucht, darüberzuklettern, und sich in den Hals, in die Halsschlagader, schießen. Nur Bill Ward, sein Arzt, würde die Wahrheit ahnen, aber selbst der würde sich angesichts der vielen auf das Gegenteil hinweisenden Anzeichen nicht sicher sein, und abgesehen davon würde er niemandem zusätzlichen Kummer bereiten wollen, indem er die Vermutung äußerte, Ben habe Selbstmord begangen. Bill hatte da, das wußte Ben, einen besonderen Kodex, ein Prinzip, nach dem er derlei Dinge handhabte. Wenn Bill Ward nicht durch eine gerichtsmedizinische Untersuchung oder die Nachfrage einer Versicherung dazu gezwungen würde, eine Aussage zu machen, würde er Bens Krebsdiagnose für sich behalten.

Als Ben im Badezimmer stand und sich im Spiegel betrachtete, fiel ihm das Abkommen ein, das er mit Rachel im Zug zwischen Mantua und Bressanone geschlossen hatte: daß ihrer beider Asche zu einem Rosenbeet werden sollte, auf dem für ihn eine rote und für sie eine weiße Rose gepflanzt würde, und im Laufe der Jahre sollten die beiden Rosenstöcke inein-

anderwachsen. Es war die romantische Idee von Verliebten, das sentimentale Gelübde zweier Liebender. Es war die Art Denken, die junge Leute so an sich hatten. Im Laufe der Jahre hatten er und Rachel bei der Erinnerung an die Idee mit den Rosen nachsichtig gelächelt, aber sie hatten sie nicht aufgegeben. Und selbst jetzt wünschte er sich bei dem Gedanken an sie, daß die Idee verwirklicht werden könnte. In der Hoffnung darauf hatte er ihre Asche aufgehoben.

Aber vielleicht war der Preis für seinen Selbstmord der, daß dieses Vorhaben nicht ausgeführt werden würde. Statt dessen versuchte er, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß seine Knochen, von Kojoten verstreut, in der Salbeiwüste verbleichen würden und daß seine Hunde umherirren und Hunger, Gefahren und dem Tod ausgesetzt sein würden. Er hoffte, daß sie irgendwie überleben und sich einem anderen Jäger anschließen würden, aber sein Gefühl sagte ihm, daß er ihnen mehr schuldete, als sie in der Einöde der Bergwelt sich selbst zu überlassen. Ihm war klar, daß seine letzte Mahlzeit – Wachtelbrust, über einem offenen Feuer gebraten – letztlich nur den Würmern und Maden, die sich über einen toten Mann hermachten, zum Fraß dienen würde.

Als er wieder in die Garage kam, war Rex auf die Rückbank gesprungen und hatte die Pfoten auf den Rucksack gelegt. Ben stieß ihn ans Hinterteil, und als Rex sich nicht vom Fleck rührte, packte Ben ihn an der Kehle und wies ihn mit deutlichen Worten zurecht. Dann drehte er den Zündschlüssel. Wie immer sprang der Motor nicht sofort an, und Ben mußte mehrere Male das Gaspedal durchtreten, bevor der Choke funktionierte.

Ein paar Augenblicke stand er vor dem Haus, das aus Holz und Backstein gebaut war. Er hatte den Anrufbeantworter angeschaltet, die Zentralheizung auf 20 Grad gestellt und die Timer im Wohnzimmer und Schlafzimmer so eingestellt, daß das Licht um 17 beziehungsweise um 22 Uhr anging. Der Re-